

Beiwort zu den Karten 3, 1–2

3,1 Das bäuerliche Neolithikum

3,2 Die Ausweitung des Siedlungsraumes während der
vorrömischen Metallzeit

von ERNST WAHLE

I.

Eine planmäßige Erforschung prähistorischer Fundstellen im südwestlichen Deutschland hat vor 150 Jahren mit Dekan *Karl Wilhelmi* eingesetzt. Aus seinem Interesse an der vaterländischen Vorzeit und demjenigen einiger Gleichgesinnter ist seitdem ein selbständiges Wissensgebiet und ein eigener Zweig historischer Forschung herangewachsen. Mit der Vermehrung des Stoffes ergab sich die Notwendigkeit der literarischen wie kartographischen Übersicht über die im Gelände sichtbaren wie die in den Sammlungen vereinigten Altertümer. *Eduard Paulus*, »Topograph, Geognost und Archäologe«, erwanderte von 1830 an seine »Archäologische Karte von Württemberg«, eine einmalige, in ihrer Zeit (1859) im süddeutschen Raum vereinzelt dastehende Leistung, der er 1877 einen darstellenden Text nebst Übersicht und statistischer Zusammenfassung des Fundstoffes folgen ließ. Zeugnis der entsprechenden, in ganz Mitteleuropa betriebenen Arbeit, welche zugleich die Tätigkeit eines Altertumsvereins beleuchtet, ist die »Karte zur Urgeschichte von Mannheim und Umgebung« (1887), in deren Begleittext der Altphilologe *Karl Baumann* einerseits die Zusammenhänge zwischen Landesnatur und Besiedlung, andererseits die landesgeschichtliche Aussage der Funde zur Geltung bringt; die Eintragung der Veränderungen des Gewässernetzes innerhalb der geologischen wie historischen Vergangenheit verleiht seiner Karte eine ganz besondere Note. Die Karten, welche dem Inventarwerk des badischen Materials von *Ernst Wagner* (1908, 1911) beigegeben sind, veranschaulichen seine sehr unregelmäßige Verteilung über das Land, welche zur Erklärung aufruft. Im Hinblick auf die inzwischen ebenfalls betriebene Systematik des Stoffes wird

dieser hier, nach seiner Zugehörigkeit zu Stein-, Bronze-, Hallstatt- und Latènezeit durch eigene Zeichen auseinander gehalten, und es entspricht diesem Verfahren, daß nun auch in den württembergischen Oberamtsbeschreibungen die Gliederung des Abschnittes über die prähistorische Zeit die gleiche ist; sie beinhaltet die Funde als Zeugnisse eines Werdeganges materieller Kultur, der in etlichen Unterabschnitten noch genauer verfolgt werden kann.

In dieser Zeit öffnet *Robert Gradmann* der historischen Geographie den Blick in die geschichtlichen Tiefen etlicher landeskundlicher Tatbestände und regt damit die Prähistorie zur siedlungsgeographischen Deutung ihrer Fundkarten an –, die persönliche Leistung eines auf breiter naturwissenschaftlicher wie landesgeschichtlicher Grundlage arbeitenden Geographen. Zunächst (1901) geht es um die Deutung eines mitteleuropäischen Nebeneinanders von prähistorisch gut besiedelten und gänzlich unbewohnten Räumen als eines bis zum Beginn der inneren Kolonisation des Mittelalters reichenden Zustandes. Diesen Überlegungen erwächst (1906) als weltweites Problem die Frage nach dem Verhältnis des Menschen zum Wald. Hier und weiterhin (1914) spricht noch das naturwissenschaftliche Zeitalter, wenn »ein Gesetz des räumlichen Gegensatzes« und ein solches »der Kontinuität« aufgestellt wird. Es gilt die Vorstellung, daß »der Urwald der Feind, nicht der Freund des primitiven Menschen« ist, und daß die prähistorischen Funde demgemäß eine natürliche Offenheit, zumindest lichte Bestockung der Gebiete ihres Vorkommens anzeigen.

Später hat dann einerseits die Botanik diese weitgehend am tropischen Urwald wie an der russisch-sibirischen Taiga entwickelte Vorstellung in ihre Grenzen verwiesen und neben sie einen vielfach recht weg-

samen mitteleuropäischen Urwald gestellt. Andererseits konnte die Prähistorie zeigen, daß der Mensch diesem keineswegs hilflos gegenüber gestanden, daß er vielmehr schon früh ihn für seine Zwecke genutzt hat. Lag diesem Tun der Gedanke einer planmäßigen Rodung noch fern, so bekundet er doch eine Aktivität des Menschen gegenüber der Natur. Gerade damit aber war es nicht mehr nötig, den Urwald vermittle der beliebten Annahme einer Klimaschwankung aufzulockern, die Anziehungskraft des Lößbodens mehr zu betonen als erforderlich und das Zeugnis der heute weitgehend an ihn geknüpften Steppenheide zu überschätzen. An die Stelle von alledem tritt der Begriff der Bodengunst, welcher die besondere Eignung eines Landstriches oder Platzes für die jeweilige Situation des Menschen kennzeichnen soll, angefangen bei der Nutzbarkeit der Erdkrume über alle anderen mitbestimmenden Umstände bis hin zu einem den Arbeitsaufwand rechtfertigenden Ertragnis. *Gradmann* ist Jahrzehnte hindurch bestrebt gewesen, die neuen und vielseitigen Ergebnisse von Quartärforschung wie auch botanischen Beobachtungen zu verwerten und damit seine Thesen auf das richtige Maß zu bringen, andererseits aber war er bis zuletzt genötigt, auf die Notwendigkeit genügender Fühlungnahme der Nachbargebiete untereinander, d.h. auf die Vielseitigkeit der stofflichen Grundlage historisch-geographischer Erkenntnis aufmerksam zu machen (1948).

Dieser Vertiefung der anthropogeographischen Probleme ging nun eine solche der Prähistorie hinsichtlich der Zuverlässigkeit ihrer Fundkarten parallel. Welche Umstände sind an dem Zusammenkommen der Eintragungen beteiligt? Weshalb zum Beispiel ist das mittlere Baden, besonders die Ortenau, so schwach besetzt, und warum das Fundaufkommen in Oberschwaben recht gering, weshalb auf der Alb wie im Bauland, im Gegensatz zu der Menge der dort vorhandenen Grabhügel, das Neolithikum kaum vertreten? Vielgestaltig sind die Möglichkeiten, hier die Auffindung des Vorhandenen zu verstehen und dort echte Fundlücken von scheinbaren zu trennen; nicht nur jeder Raum, auch jede Quellengruppe verlangt nach einer eigenen Deutung. Der oberirdisch aufgeworfene Grabhügel wird im allgemeinen bequem verzeichnet; die unter ebener Erde liegende Bestattung aber muß vom Zufall angeschnitten werden, und es ist fraglich, ob der Finder sie zur Kenntnis nimmt. In großen Teilen des hier behandelten Raumes verschließt sich die frühe Bronzezeit noch der Feststellung, während der vielfältige Aufwand anderer Perioden, etwa ein mit einem ganzen Dutzend von Gefäßen ausgestattetes Hallstattgrab, selbst dann noch identifizierbar ist, wenn dem Fachmann lediglich ein charakteristischer Randscherben vorgelegt wird. Zur planmäßigen Arbeit muß sich das Finderglück gesellen. Wer hätte innerhalb der Hochgestade des Rheines, Speyer gegenüber bei Altlußheim, ein reich ausge-

stattetes Kriegergrab der Völkerwanderungszeit erwartet, wer in der Niederung der Schussen bei Altdorf-Weingarten ein großes Reihengräberfeld der Merowingerzeit, das sowohl archäologisch wie hinsichtlich seiner bis in das frühe Mittelalter reichenden historischen Aussage alles bisher in Württemberg südlich der Donau bekannt gewordene Material aus dieser Periode in Schatten stellt?

Hinsichtlich Oberschwabens ist mit einer nennenswerten Vermehrung der Fundstellen zu rechnen, und nicht nur im Bereich der verlandenden Becken. Bereits 1875 trat hier in einem Torfstich ein neolithisches Dorf zutage; vielfach dürfte ein recht junger Schlick das prähistorische Siedlungsniveau überlagert haben. Gerade dieses Gebiet verweist die Arbeit im Gelände auf die Notwendigkeit, die geologisch jungen Veränderungen von Bodenrelief und Wasserführung, je nach ihrer landschaftlichen Ausprägung, ganz allgemein in die Kritik der Fundkarten mit einzubeziehen. Die Kräfte der Abtragung sind im Flachland wie im Inneren der Gebirge ständig am Werk, und zu ihnen gesellen sich die Eingriffe des Menschen in zunehmendem Maße. Am Fuß der Höhen überdeckt der Gehängeschutt das dort Vorhandene, und im Gefolge starker Niederschläge werden Geröllmassen zu Tal geführt. Das feine Material aber, den Schlick, fängt der Pflanzenwuchs der Niederungen auf, so daß sich hier eine das Wasser nicht durchlassende Schicht bildet. Das Ergebnis eines solchen Vorganges kann eine Versumpfung sein, wie sie tatsächlich in etlichen Teilen der Oberrheinischen Tiefebene stattgefunden hat. Hier liegen längs der Ill wie in der Pfalz und im Bruhrain jeweils Gruppen von Grabhügeln in feuchtem Wiesen- und Waldgelände, z.B. »im Ried«, »im Bruch« und im Gemeinewald Binsenloch. An einem dieser Plätze war es (1897/98) dem Ausgräber infolge starken Wasserandranges nicht möglich, etliche der Grabhügel bis zu ihrer Basis hin zu untersuchen. Und wenn im Hanauer Land der Schlick auch in Zukunft nichts an Fundplätzen frei gibt, kann dann vielleicht wenigstens die Ortenau mit Beobachtungen in der Art derjenigen dienen, wie sie einmal in Heidelberg-Rohrbach am Fuß des Gebirges möglich war, wo das Bodenprofil über einer alamannischen Schalenurne eine alte, nach der Ebene hin abfallende Oberfläche zeigte und über dieser den später herabgekommenen Gehängeschutt.

Bei Hochwasser und Eisgang können Bäche und Flüsse einen neuen Weg einschlagen, wenn sie nur genügend Spielraum haben. Auf dem Schuttkegel des Neckars, nachdem er den Odenwald verlassen, häufen sich die alten Rinnen, in denen dank ihrer Ausfütterung mit Schlick das Wasser stehen blieb, welches den Menschen anlockte. Der Lauf des Rheines innerhalb des Hochgestades kann, zumindest in Teilstrecken und dank schriftlichen Nachrichten, zurück bis in die fränkische Zeit hinein verfolgt werden. In einem alten,

versandeten Bett hat aber schon der Neolithiker gesiedelt, und in einem noch älteren, in die Niederterrassenschotter eingearbeiteten Rheinlauf ist in der Eisenzeit »das größte geschlossene Grabhügelfeld der Vorderpfalz« entstanden, das zwar 130 noch erkennbare Hügel umfaßte, aber infolge junger Versumpfung relativ geringe Ausbeute brachte. Diese über Jahrtausende hinweg stattgehabten Verlegungen des Strombettes könnten auf der Karte eindringlich wohl nur durch eine mattblaue Schraffur des ganzen Raumes zwischen den Hochufern zum Ausdruck gebracht werden. Aber dann müßte man die vielen glazialen Becken, angefangen beim Bodensee, entsprechend behandeln, auch etwa Tauber und Elsenz, jedenfalls aber die Niederung der Donau unterhalb von Ulm und das Delta des Alpenrheins.

Indem die Prähistorie Zeitabschnitte geologischen Ausmaßes umfaßt, ist die historische Topographie für sie von besonderer Bedeutung. Aber die Natur arbeitet nicht nur in und auf der festen Erdrinde, auch das Klima und damit alles organische Leben sind einer ständigen Veränderung unterworfen. Mit dem Abklingen der letzten Vereisung nimmt die Pflanzenwelt von Mitteleuropa langsam wieder Besitz. Der Aufbau der alluvialen Moore zeigt jedoch nicht nur einen geradlinigen Wandel von der subarktischen Flora zu derjenigen der Gegenwart und den ständigen Kampf der Arten untereinander, sondern auch einen mehrfachen Wechsel von feuchterem zu trockenerem Klima und umgekehrt. Über die Parallelisierung dieser Perioden mit den archäologischen Horizonten hinaus ist vielfach versucht worden, Einflüsse der Klimaschwankungen, die übrigens von relativ geringem Ausmaß waren, auf Wirtschaft und Siedlungswesen zu finden. Natürlich muß mit ihnen gerechnet werden; aber speziell den im küstenfernen Mitteleuropa angestellten Versuchen, aus dem archäologischen Stoff wesentliche Veränderungen der Lebensbedingungen zu ermitteln, fehlt die breite Basis. Es geht nicht an, in vereinzelte Beobachtungen einen Klimawechsel hinein zu projizieren, wenn nicht auch andere Deutungen des Sachverhaltes möglich sind. Eine örtlich begrenzte Abnahme des Fundbestandes im frühen Hallstatt spricht noch nicht für eine Zunahme der Niederschläge; ebensowenig darf man aus einer sogenannten Trockenzeit die Vorstellung eines raschen Wechsels von bäuerlicher Wirtschaft zu einem »Hirtenleben« ableiten. Insgesamt aber sollten die Kräfte der Abtragung und Ablagerung in ihrer Wirkung auf die Natur wie den vom Menschen stammenden, im Boden verborgenen Nachlaß in erster Linie zu Rate gezogen werden.

Jedoch an einer Möglichkeit wird auch die Heranziehung der Geologie nichts ändern können: Daß es Gebiete gibt, für die man nicht den geringsten Hinweis auf irgendwelchen archäologischen Stoff beibringt, obwohl sie genauso ausgestattet sind wie benachbarte, mit Fundmaterial besetzte Räume. Hier sieht sich die

Forschung dem handelnden Menschen von ehemals gegenüber, dessen Vergesellungen eben auch ihre Grenzen hatten.

II.

Die erste in Mitteleuropa nachweisbare bäuerliche Bevölkerung sieht sich einer vom Menschen noch kaum veränderten Natur gegenüber. Sie findet einen Eichenmischwald vor, welcher gerade die Zeit seiner größten Verbreitung erlebt und fast das ganze Land bedeckt. In den Gebirgen behauptet sich die Fichte, und die einmal weitverbreitete Kiefer ist auf nährstoffarme Böden zurückgedrängt. Gegen Ende des Neolithikums (um 2000 / 1800) beginnt die Zeit der Buche, die vermittels insbesondere ihres dichten Laubdaches dem Eichenmischwald den Raum streitig macht. Teils drängt sie ihn ganz zurück, teils kommt es zur Bildung buchenreicher Mischwälder. Aufgelockert wird der Wald durch Windbruch und Blitzschlag, das Eingehen alter Bäume und gelegentliche Sterilität des Bodens. Wo Unterholz nur spärlich wächst, ist er recht gangbar, besonders also in geschlosseneren Beständen der Buche. Im Unterschied hierzu bieten die Niederungen ein anderes Bild, zumal sich die großflächige Wiese erst spät aus dem planmäßigen Schnitt der Sense ergibt. Dichtes Gestrüpp, sumpfige Stellen und Altwässer hindern hier den Menschen im Fortkommen, während das fließende Wasser, der Bach wie der Strom und auch der See, eine Auflockerung des Waldkleides darstellen und zum Verkehr einladen.

Die sogenannte Pflugkultur, welche in dieser Umgebung heimisch wird, bringt an kultivierten Getreiden Weizen, Gerste und Hirse mit, sowie etliche Küchengewächse. An Haustieren werden Schaf und Ziege, Rind und Schwein gezüchtet. Nimmt man das bäuerliche Neolithikum Mitteleuropas als Ganzes, dann fehlen ihm nur noch Roggen und Hafer sowie das gezähmte Pferd. Aber auch so ist dieses Bauerntum den Wechselfällen in Natur und täglichem Leben gewachsen. Gelegentliche Zeugnisse eines Baumbaues deuten die Absicht eines längeren Verweilens an dem einmal gewählten Bereich an.

Dieser Bauer vermag kleine natürliche Lichtungen im Wald für den Anbau herzurichten und durch gewisse Rodung zu vergrößern, er schlägt die Balken für die Errichtung der Behausungen und Stangenholz als Dachsparren. Aus dünneren Zweigen ergibt sich das Material zum Flechten der Hauswände, Zäune und Körbe. Für die Herstellung der Speere und überhaupt der Geräte ist die Umschau nach besonders passendem Holz vonnöten. Daneben geht die ständige Nutzung des Waldes einher, die sich durch das Eintreiben des Viehes in die Waldweide und Eichelmast, sowie die Gewinnung von Laubheu und Brennholz ergibt. Fortgesetzter Verbiß der Schößlinge beeinflusst den Baumbestand, und aus dem Stockausschlag ergibt sich der

Niederwald. So kommt die Keimzelle einer Kulturlandschaft zustande: das festgefügte Haus, oder deren mehrere, in einem licht bestockten Bereich, wenig entfernt einige mit Getreide und Küchenpflanzen bestandene Flächen, und außen herum ein bereits veränderter Wald. Indem gewöhnlich mehrere Behausungen nebeneinander liegen, der Vorgang sich in Raum und Zeit mannigfach wiederholt, oftmals auch spätere Geschlechter an bereits vorhandene Leistungen anknüpfen, handelt es sich hier um einen ersten nachweisbaren Eingriff der Menschen in den Haushalt der Natur. Bestätigt wird er durch das Vorkommen von Unkräutern und Getreide in dem Pollenspektrum, wenn, wie etwa in Oberschwaben, ein in der Nachbarschaft gelegenes Moor die Erstellung eines solchen ermöglicht.

Diese Pflugkultur hat sich in Vorderasien herangebildet und ist von dort auch nach dem Westen gelangt. Ihre Ausbreitung muß über die Grenzen verschiedener Menschenrassen hinweggegangen sein, so daß neben der Wanderung von Bauernvölkern in großem Umfang auch eine kulturelle Angleichung stattgefunden hat. Die früheste Schicht des küstenfernen mitteleuropäischen Neolithikums reicht von Ungarn über den Niederrhein hinaus und vom Fuß der Alpen bis in das Vorland der Mittelgebirge; die ihr eigentümliche, sehr ausgeprägte Linienband-Keramik deutet eine recht einheitliche Zivilisation an. Ihre neuerdings immer mehr zutage kommenden Großhäuser, langgestreckte Ständerbauten, deren in Mannheim-Vogelstang beobachtete Beispiele – erst die einzigen in dem Raum zwischen Basel und Frankfurt – bis zu 26 m Länge erreichen, unterstreichen die Selbständigkeit dieses Fundkreises und verweisen auf eine straffe gesellschaftliche Organisation. Dieser linearkeramische Kreis steht plötzlich und fertig ausgebildet da, nach dem heute von ihm gebotenen Tatbestand vergleichbar am ehesten einer Explosion, wobei vielleicht an einen gesellschaftlichen Vorgang zu denken ist, also die Dynamik einer führenden Schicht.

Die historische Bedeutung dieses Vorganges wird noch unterstrichen durch einen Blick auf diejenige mesolithische Zivilisation, welche er vorfindet. Die zu meist hier einzuordnenden Mikrolithen sind von äußerst geringer Aussagekraft; anderes Material ist sehr selten und gibt kein abgerundetes Bild. Ungleich größere Bedeutung kommt deshalb einigen neuerdings beobachteten Kontakten zwischen »höheren Sammlern« und Bauern zu, welche eine kulturelle Angleichung zumindest von einem Teil der ersteren anzeigen dürften. Seit der Eiszeit haben andere Mesolithiker das Land durchstreift und ihre Pfade gegenüber allem Wandel der Vegetation behauptet. Jahrtausende hindurch wechselten sie in jahreszeitlichem Rhythmus die Fang- und Jagdgründe, aber ihre Eingriffe in den Pflanzenwuchs blieben doch sehr gering und waren nur vorübergehend. Ihrer Wirtschaftsweise entspre-

chend konnten sie auch die Gebirge begehen, in welchen Boden und Klima einer bäuerlichen Nutzung zunächst den Eingang verwehren. Und so sind sie denn in der besseren Jahreszeit beispielsweise auf dem Schauenland und am Schluchsee dem Wild nachgegangen.

Es ist denkbar, daß Nachkommen dieser »Primitiven« hierzulande und späterhin noch einige Zeit hindurch abseits der höheren Zivilisation ihr Dasein gefristet haben, so wie etwa die Lappen im nördlichsten Europa bis an den Rand der Gegenwart. Doch endet, insgesamt gesehen, mit dem Eingang der bäuerlichen Wirtschaft die Zeit der Sammler und Jäger, welche vordem zumindest zwischen den Eiszeiten hier die Lebensgrundlage des Menschen gewesen ist. Wie die Bezeichnung Mesolithikum besagt, steht dieses Kulturniveau zwischen dem Neolithikum und dem die ältesten Zustände der Menschheit veranschaulichenden Paläolithikum. Es stellt, von dem Fundstoff her gesehen, eine Fortsetzung jenes »Urzustandes« dar und verdankt seine Selbständigkeit innerhalb des chronologischen Schemas zunächst nur dem Umstand, daß es jünger ist als die letzte Eiszeit. Doch hat die Forschung dann auch erkannt, daß angesichts der Unterschiede in den Stoffgebieten eine Spezialisierung angebracht war. Die altsteinzeitlichen Funde mußten zunächst mit den großen, diluvialen Veränderungen der Erdoberfläche parallelisiert werden, bevor der Mensch in einer bestimmten Umgebung verstanden werden konnte. Im Mesolithikum dagegen verlagerten sich die Schwerpunkte der Arbeit sehr bald auf andere Stoffgebiete, wie z. B. die Botanik. Hier innerhalb des Alluviums also, eines geologisch gesehen nur kleinen Zeitraumes, nähert sich die Landesnatur immer mehr derjenigen der historischen Zeit.

So findet die erste Bauernbevölkerung das Bodenrelief der Gegenwart vor, von kleinen Veränderungen örtlichen Ausmaßes abgesehen, und eine von der heutigen kaum abweichende natürliche Bestockung. Demgemäß haben die Linearkeramiker hier eine gleichsam auf sie zugeschnittene Existenzgrundlage und sind sie zudem dazu berufen, eine neue Kulturepoche einzuleiten. Und doch ist ihnen, nach einer uns noch unbekannteren Zeitspanne, eine Grenze gesetzt. Sie werden abgelöst durch ein Neben- und Nacheinander kleinerer Fundprovinzen, welche die Forschung in erster Linie nach der ihnen eigentümlichen Keramik abgrenzt. Es handelt sich um bäuerliche Gemeinschaften, deren jede, von dem Hausbau bescheideneren Ausmaßes an bis hin zu Geräten des täglichen Bedarfes, eine persönliche Note trägt. Man ist versucht, in dieser letzteren die Wirkung ritueller Handlungen und der ihnen verbundenen Märkte zu sehen. Aber selbst wenn eine derartige Dynamik einmal einem bestimmten Menschenkreis das Gepräge gegeben hatte, wurde sie im Laufe der Zeit doch von einer anderen verdrängt. Kein einziger der keramischen Stile dieser Zeit hat das Neolithikum überlebt. Daß es der Zeit dieser Vergesel-

Zeittafel

Archäologische Periode	Zeitstellung	Aussage der Funde	Geschichtliche Deutung der Befunde
	15. v. Chr.		die Römer am Hochrhein und im Alpenvorland
Latènezeit	{ D C B }	{ Brandbestattungen unter ebener Erde, selten	{ Auszug der Helvetier, keltische Restbevölkerung
		{ Grabhügel werden mit Stufe B und C langsam seltener, Flachgräberfelder, auch Brandbestattung	
		{ der Latènestil wird zum Gemeingut; die Ausstattung der Gräber ist über weite Räume hinweg sehr einheitlich	
Hallstattzeit	{ A { 3 2 1 } D C }	um 500 v. Chr. Kunsthandwerker entwickeln den Latènestil der Fürstenhöfe, das Hallstattblech verschwindet	{ im 5. Jh. Beginn der großen keltischen Wanderungen; auch Kelten aus Süddeutschland an ihnen beteiligt
		{ Höhepunkte regionaler Formen der Körper- und Brandgräber, Hügelgruppen, Flachgräberfelder, Herrensitze, Fürstengräber	{ Neigung zum Prunk, viel Schmuck aus papierdünnem Bronzeblech
		um 750/700 v. Chr.	
Urnenfelderstufe	{ B A }	{ Körpergräber unter ebener Erde, selten Grabhügel, häufiger Urnenfelder, mitunter reiche Grabausstattung	{ Zeit einer Unruhe, die von Osten her kommt, Höhensiedlungen, Hortfunde
Bronzezeit	{ D C B A }	bis 1250/1200 v. Chr. Grabhügel und Gräber unter ebener Erde, daneben Leichenverbrennung;	{ Nebeneinander von Hirten und Bauern; einige Elemente der Hirtenkultur verblassen mit der Selbsthaftigkeit
		um 1700 v. Chr. die ursprüngliche Strenge von Form und Inhalt der Bestattung verliert sich	
		beginnend	
Frühbronzezeit	um 1800 v. Chr.	Flachgräber, z. T. mit frühen Bronzen	{ offenbar Bodenständige, die sich in kleinen Gebieten behaupten
Endneolithikum	um u. bes. nach 2000 v. Chr.	{ Grabhügel über dem Schachtgrab, daneben Flachgräber, zumeist in Gruppen	{ Schnurkeramiker – Streitaxtleute; Träger einer im Osten beheimateten Hirtenkultur; Pflugbauern als Hintersassen
Neolithikum	{ 3. Jt. v. Chr. bereits vor 3000 v. Chr. einsetzend? }	{ Siedlungsreste und Gräber unter ebener Erde, hauptsächlich durch die Keramik in mehrere Fundprovinzen gegliedert	{ Pflugbauern, ein Neben- und Nacheinander recht verschiedener Gemeinschaften veranschaulicht ihre Lebenskraft
		{ Siedlungsreste und Gräber unter ebener Erde, dem Fundkreis der Linear-keramik zugehörig (anfangs spärliche Kontakte mit Mesolithikum)	{ wohl die älteste Pflugwirtschaft in Mitteleuropa, von Ungarn bis über den Niederrhein hinaus reichend
Mesolithikum	in Mitteleuropa 8–10 Jahrtausend einnehmend	{ im wesentlichen Mikrolithen; Großgeräte aus Stein, Knochen und Geweih (erst selten beobachtet	{ Wildbeuter u. Sammler durchstreifen in jahreszeitlichem Rhythmus das ganze Gebiet
Paläolithikum	mehrere hunderttausend Jahre umfassend	{ frühe Menschenformen (Unterkiefer von Mauer, Schädel von Steinheim/Murr), Faustkeile und andere Geräte	{ als Zeitgenosse der Eis- und Zwischen-eiszeiten setzt sich der Mensch mit den Gefahren seiner Umwelt auseinander

lungen nicht an Reibungen fehlte, bekundet das Ausweichen auf Höhen, wo Siedelungen des jüngeren Neolithikums nicht selten begegnen, die Anlage einer Umweh rung nötig war und man sich abseits vom fließenden Wasser befand. Denkbar auch, daß die jetzt häufiger in den Wohnbereichen beobachteten »Einlochungen« menschlicher Skelette auf stattgehabte Kämpfe verweisen, zumal sie eindeutig von einer Grablegung zu unterscheiden sind.

Die Forschung ist darauf angewiesen, daß eine Vielfachung des Fundstoffes, sowie Sonderfälle, Beobachtungen also von einmaliger Art, bessere Einblicke in die Dynamik dieses Lebens geben, als sie heute möglich sind. Vielleicht können dann auch zeitlicher Umfang und Beginn des Neolithikums schärfer umrissen werden. Das Ende dieser von der bäuerlichen Wirtschaft geprägten jüngeren Steinzeit wird für Mitteleuropa kurz nach der Wende vom 3. zum 2. Jahrtausend v. Chr. angenommen. Angesichts der Vielfalt seiner einander ablösenden keramischen Stile herrscht die Ansicht, daß diese zumindest das 3. Jahrtausend ganz ausfüllen. Doch ist dies ebensowenig bewiesen wie die Annahme, daß die Kultur der linearen Bandkeramik bereits in den letzten Jahrhunderten des 4. Jahrtausends bestanden hat. Aber im Hinblick auf den besonderen Zweck der hier gebotenen Karte genügt die Vorstellung, daß das bäuerliche Leben etwa ein Jahrtausend hindurch am Werk war, eine Kulturlandschaft zu formen.

Die Ermittlung ihres Umfanges gründet sich auf die Verbreitung des Fundstoffes. In dem vorliegenden Fall ist das gesamte brauchbare Material des bäuerlichen Neolithikums zusammengezogen, insofern lediglich die Leistung eines Jahrtausends veranschaulicht werden soll. Die späteste Steinzeit, die Periode der sogenannten Schnurkeramiker oder Streitaxtleute, ist mit den sie veranschaulichenden Grabhügeln der zweiten Karte zugewiesen.

Natürlich ist der Einzelfund eines Steingerätes selbst dann noch kein Siedelungsbeleg, wenn er auf bäuerlich nutzbarem Gelände gefunden wird; dasselbe gilt von solchen aus den Gebirgen, wo sie nur auf Begehung, allenfalls einmal einen Pfad hinweisen. Auch ein für sich allein liegendes Grab genügt hier nicht. Höhsiedelungen, besonders solche ohne Wasser, können wohl nicht den dauernd bewohnt gedachten Plätzen gleichgestellt werden, und dasselbe gilt von den Höhlen mit neolithischem Fundstoff, der sich immer auf einige wenige Objekte beschränkt. Der Nachweis wirklicher Seßhaftigkeit kann nur vermittelt einer Anhäufung von Siedelungsschutt oder einer einheitlichen Gruppe von Gräbern erbracht werden. Für gewöhnlich bringen Pflug und Wühltiere die ersten Hinweise zutage, besonders dort, wo eine dünne Humusnarbe auf steinigem Untergrund aufsitzt. Tritt an die Stelle des letzteren ein tiefgründiger Lehm oder Löß, dann zeigt dunklere Färbung des Erdreiches ehe-

malige Eintiefungen an, welche auf sehr verschiedene Vorgänge zurückgehen, jetzt aber nicht mehr als »Wohngruben« gedeutet werden. Die oberirdisch errichteten Behausungen sind am ehesten durch Pfostenlöcher oder Pfostengräben nachweisbar. Vielerorts jedoch haben diese ehemaligen Einarbeitungen in das Erdreich infolge der ständig in seinen oberen Schichten arbeitenden Kräfte ihre humose Komponente und damit ihre dunklere Färbung eingebüßt. Dies gilt also auch für das Pfostenloch, das einstmals als unvergängliches Dokument eines Eingriffes in den Boden hingestellt wurde. Wie die oberirdischen Bauten ausgesehen haben, zeigen die Ufersiedelungen am Bodensee, ehemals als Pfahlbauten gedeutet, und ihre in den oberschwäbischen Mooren, sowie neuerdings im Tal der Blau bei Ehrenstein untersuchten Parallelen. Zugleich bieten diese Fundplätze, dank ihrer ständigen Durchfeuchtung, dasjenige Kulturgut aus organischer Substanz, vom Joch und Wagenrad bis hin zu Gespinsten und Netzen, was anderwärts ebenfalls zum täglichen Gebrauch gehört hat. Den Gegenpol dieser Fülle an Stoff aber stellen solche Plätze dar, die heute nur noch an der Häufung von Steingeräten und ihrem Abfall erkannt werden, weil die vom Pflug heraufgebrachten Topfscherben im Laufe nur eines Winters dem Spaltenfrost erliegen.

Ist also die archäologische Aussagekraft der Fundorte außerordentlich verschieden, so haben sie alle im Rahmen der Fundkarte doch den gleichen Wert. Kennzeichnet sind sie auf der vorgelegten Karte nicht durch Punkte, sondern vermittelt einer Schraffur, welche die Einflußnahme des Menschen auf die natürliche Bestockung ihres Umkreises andeuten soll. Es lag nahe, beim Vorliegen von viel Stoff aus kleinem Raum diese Schraffur größer anzulegen als dort, wo es sich um wesentlich weniger handelt. Dies war insbesondere dann der Fall, wenn einundderselbe Fundplatz wiederholt in den Meldungen begegnet. Andererseits verbot es das Wissen um alle Zufälligkeiten, welche hier in Betracht kommen, ein derartiges Fundaufkommen von offenbar größerem Umfang zu sehr zu betonen. Dies um so mehr, als im Laufe der Eintragung in die Karte vielerorts die Schraffuren zu Flächen größeren Ausmaßes zusammenwuchsen. So ging das Streben dahin, in diesen dicht besetzten Gebieten nicht zu generalisieren, um die Individualität der einzelnen Fundbereiche nach Möglichkeit zu wahren.

Wichtigster Tatbestand in der Verteilung des Materials über das ganze Gebiet ist der Gegensatz zwischen besiedelten und nichtbesiedelten Räumen, eine alte Beobachtung, an der auch die Zukunft nicht rütteln wird. Ebenso wie die Gebirge sind beispielsweise auch die Alb und das Keuperbergland frei von Zeugnissen wirklicher Seßhaftigkeit, Gebiete also, welche noch heute größere Wälder tragen. Dem genannten Gegensatz wird aber dadurch etwas an Schärfe genommen, daß es neben relativ wenigen dicht besetzten



Räumen auch solche gibt, in denen die Funde in mehr oder weniger lockerer Streuung begegnen. Hier handelt es sich nicht nur um einige Kalklandschaften, in welchen der Lößlehm günstigstenfalls als dünne Deckschicht auftritt, wie etwa im Taubergrund. Wenn es so scheint, als ob der Neolithiker auf den Lößlehm angewiesen war, dann lehrt ein Blick auf Oberschwaben, daß er auch ohne ihn leben können. Und wenn man den Eindruck hat, daß sich das frühe Neolithikum auf den Lößlehm beschränkte, dann sei auf die Linear-keramik »im Dünengebiet« von Mannheim-Friedrichsfeld verwiesen! Natürlich wartet der Lößlehm fast überall mit jungsteinzeitlichen Siedlungsresten auf, und zwar selbst dort, wo er nur geringere Mächtigkeit zeigt oder in kleineren Fetzen begegnet. Wenn gerade die erste bäuerliche Besiedlung ihn zunächst bevorzugt haben soll, dann erhebt sich natürlich die Frage, wie die Ankömmlinge in dem waldbedeckten Land auf ihn aufmerksam geworden sind. Diente hier vielleicht eine Eigenheit der Bestockung als Wegweiser, etwa die Steppenheide?

Niemals darf die Karte dazu verleiten, bestimmte »Gesetze der Fundverteilung« zu ermitteln. Das Wissen um alle Zufälligkeiten, die an der Beobachtung und Verzeichnung des Materials beteiligt sind, rät davon ab. Wie über den Typentafeln mit ihrem regelmäßigen Nebeneinander der Gerätformen muß auch hier an den gestaltenden Menschen gedacht werden, selbst wenn dieser, wie hier, nur schwer und bruchstückhaft greifbar ist. Die Kopfzahl der Bevölkerung bleibt unbekannt; die Menge des Fundstoffes darf keine falschen Vorstellungen erwecken, zumal sie auf eine größere Zeitspanne verteilt werden muß. Jeder Hof ist zunächst auf sich selbst angewiesen, sein tägliches Leben auf Eigenwirtschaft eingestellt. Aber es bedarf der nachbarlichen Verbundenheit, und nicht nur deshalb, weil im Winter der Schnee die Gehöfte isoliert und Rudel von Wölfen sie umkreisen. Denkbar, daß ein strenger Winter den Verkehr zwischen den Siedlungen weitgehend aufhebt; damit ist auch gesagt, daß sich das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Bewohner etwa eines Gaus überhaupt nur in der besseren Jahreszeit äußern kann. Als guter Beobachter der Natur weiß der Neolithiker, wann sie beginnt und ihm die Bewegungsfreiheit wieder gibt, er also in bekanntem Gelände, wo ihm auch die Furten der Gewässer vertraut sind, nach brauchbarem Gesteinsmaterial suchen kann. Manches Mal benutzt er Pfade, die schon der Mesolithiker begangen haben dürfte, und auf denen neben anderem südöstlichen Fremdgut auch das erste Metall transportiert wird. Ein Depot von vier Steinbeilen und einem fünften aus Kupfer, gefunden im Durchbruchstal des Maines zwischen Odenwald und Spessart, ist nicht nur ein Zeugnis »kultureller Fernwirkung« im späteren Neolithikum, sondern auch eindringlicher Hinweis auf die Vertrautheit dieser Zeit mit den unbesiedelten Gebirgen. Man wird

wohl sagen dürfen, daß der Mensch gegen Ende der jüngeren Steinzeit einen Bereich etwa im Umfang der hier dargebotenen Karte beherrscht hat und damit genötigt war, die wichtigsten Erscheinungen in seiner Topographie durch bestimmte Benennungen auseinander zu halten.

III.

Der ganze Raum der Karte erlebt die auf das Neolithikum folgende Bronze- und dann die Eisenzeit, welche letztere in die Hallstatt- und die Latènestufe zerfällt. Diese Begriffe sind weitgehend in Unterabschnitte gegliedert, deren Nacheinander einen fortgesetzten Wandel der materiellen Zivilisation veranschaulicht. Nicht weniger wichtig als dieser ist die mit dem ersten Jahrtausend v. Chr. beginnende Einflußnahme des Südens, dessen im Aufkommen begriffene städtisch-staatliche Zivilisation über die Alpen greift. Die beiden ersten Abschnitte der Hallstattzeit, die unter dem Namen Urnenfelderstufe eine Verselbständigung erfahren haben, veranschaulichen größere Veränderungen der Zivilisation, die zumindest teilweise, mit dem Einbruch einer fremden Bevölkerung zusammenhängen können. Zu dem Begriff Latène gehört, gut begründet, die Vorstellung vom ersten gesicherten Auftreten der Kelten. Ohne jede Vorstufe löst diese neue Zivilisation diejenige von Hallstatt ab, so daß gern von einer keltischen Einwanderung gesprochen wird. Neben dieser Vorstellung, welche die Frage nach der Herkunft der Kelten nicht löst, steht diejenige einer »Renaissance« innerhalb der eingesessenen Bevölkerung. Hier treten gegen Ende der Hallstattzeit nicht nur Burgen und Fürstengräber auf, sondern auch ein strenger, von innerer Kraft zeugender Kunststil. Es ist dies derjenige des Latène, der, angeregt auch durch Einflüsse von Süden her, zunächst nur der privilegierten Schicht zugänglich, bald zum Gemeingut und Kennzeichen der historischen Kelten wird. Dieser Deutung des archäologischen Befundes entspricht nach außen hin diejenige mächtige Expansion, mit welcher gegen 400 v. Chr. die Kelten für die italische Antike zu einer Gefahr werden. Nicht vergleichbar mit diesem Vorgang, aber ein Tatbestand der historischen Ethnographie, ist eine spätere Bewegung von Kelten aus Teilen Süddeutschlands heraus gegen Südwesten, die zum Zusammenstoß mit Rom und sogar zu dem Eingreifen Cäsars führt. Als ihr Ergebnis geht das Land vom Main gegen Süden hin unter dem Namen »Helvetische Einöde« in die antike Geographie ein, doch sollte, auch nach dem Zeugnis der Bodenfunde diese Bezeichnung nicht wörtlich genommen werden.

Was neben den Kelten noch an ethnischen Gemeinschaften genannt wird, welche für die Karte in Betracht kommen, betrifft im wesentlichen nur die nördliche Randzone der Alpen. Man weiß von den illyrischen Venetern, nach denen der Bodensee seinen anti-

ken Namen hat, und Strabo berichtet, daß »auf eine kleine Strecke die Rhätier, auf eine größere aber die Helvetier und Vindelicier den See berühren«. Wie der Ortsname Bregenz an die vindelicische Stadt Brigantium erinnert, so etliche Flußnamen Süddeutschlands und derjenige des ringwallgekrönten Ipfes bei Bopfingen an vorkeltische Bewohnerschaft. Aber keine einzige dieser ethnischen Einheiten deutet sich in den Funden an, und der Versuch, die Sweben des Ariovist archäologisch zu belegen, ist umstritten.

So wenig hier also an eine ethnographische Karte gedacht werden kann, so wenig auch an eine Veranschaulichung der Fernwirkungen südlicher städtisch-staatlicher Zivilisation. Wohl ist für ein solches Thema genügend Material aus den Bereichen von Wirtschaft und Gesellschaft vorhanden, doch liegt dessen Schwerpunkt erst in den letzten Jahrhunderten v. Chr. Weit davon entfernt, bereits eine allgemeine »Verstädterung« anzuzeigen, veranschaulicht die keltische Münzprägung die Bedeutung des wirtschaftlichen Verkehrs in der Zeit kurz vor der römischen Besitznahme des Landes. Aber selbst hier sind noch nicht genug bleibende Werte im Boden verankert, um den Menschen stärker an ihn zu fesseln. Was bedeutet es schon, wenn man beim Bau eines Oppidums das verstürzte Material einer älteren Mauer erneut verwendet? Der ganze Raum des Kartenbildes erlebt die unruhige Periode der Urnenfelderstufe, später in einem gewissen Umfang den Aufbruch der Kelten zu ihren großen Wanderungen und dann weiter die Bewegung der Helvetier. Wirft diese Dynamik größerer ethnischer Einheiten, welche einen kontinuierlichen Werdegang unterbricht, ein Licht auf die Ablösung keramischer Stile im Neolithikum? Jedenfalls bleiben die Verbände recht beweglich, und die prunkvolle Grablegung fürstlichen Aufwandes begegnet nur in einigen wenigen Perioden. Was an Bevölkerung wohnenbleibt und damit zumeist eine Unterschicht verkörpert, wird zum Hüter des Kultes und seiner Stätten, sowie vielleicht gar etlicher Märkte. Insbesondere aber werden durch sie die topographischen Namen überliefert und ein wesentlicher Teil der Kulturlandschaft, kommt es auf diesem Wege also zu einer Kontinuität des besiedelten, bzw. durch ehemalige Bewirtschaftung zu weiterer Nutzung einladenden Raumes.

Es liegt nahe, gleichwie in der ersten Karte die Gräber und Siedlungsreste sprechen zu lassen, insofern die Einheitlichkeit der Quellen vielleicht ein zuverlässiges Ergebnis verbürge. Dem ist aber nicht so, denn es gehört zum Wesen des Fundstoffes, daß er die Zivilisation bald in dieser, bald in jener Form veranschaulicht. In dem vorliegenden Fall geben weder die Grabfunde unter ebener Erde noch die Wohnreste genügende Auskunft, werden beide Quellen aber durch eine ganz andere und neue ersetzt: den Grabhügel. Die metallzeitlichen Behausungen begegnen in Raum und Zeit ganz ungleichmäßig, und fehlen vielfach

überhaupt, das Ergebnis offenbar von sehr verschiedenartigen Umständen. Demgegenüber fällt es auf, daß die Gräber unter ebener Erde jetzt nicht nur häufiger angeschnitten werden, sondern auch etwas stärker verstreut sind.

Doch was bedeutet eine Karte dieser Bestattungen, deren Kenntnis in jedem Einzelfall an eine Erdbewegung der Gegenwart anknüpft, gegenüber dem mit bloßem Auge erkennbaren künstlichen Hügel! Die in Süddeutschland ältesten unter ihnen veranschaulichen ein spätes Neolithikum, und an sie schließen sich die bronze- und hallstattzeitlichen an, bis im Laufe der Latènezeit diese Grabform aufgegeben wird. Die frühen Beispiele zeigen das Skelett in einem in den gewachsenen Boden eingetieften Schacht, ausgestattet mit dem noch jungsteinzeitlichen, ebenso schlichten wie über den Raum hinweg sehr einheitlichen Inventar. Doch verliert sich diese Strenge recht bald, und in der Hallstattzeit, in der auch weitgehend Brandbestattung geübt wird, erreichen Umfang und Ausstattung der Hügel, sowie regionale Besonderheiten einen Höhepunkt. Im Gegensatz hierzu steht der neue, gediegene Stil des Latène, welcher auch in recht einheitlicher Ausprägung in den späten Hügeln begegnet. Ausdrücklich muß noch festgestellt werden, daß das Inventar der Gräber unter ebener Erde im wesentlichen die gleiche Ausstattung enthält, von dem schlichten Spätneolithikum an, über die Aufwendigkeit auch der Hallstattzeit, bis hin zu dem spärlichen Material der Stufen Latène C und D.

Die Registrierung der Hügel hat mancherorts bereits vor 150 Jahren begonnen, aber noch heute werden neue festgestellt. Natürlich kann manches Mal erst durch eine Ausgrabung ermittelt werden, ob eine bestimmte Erhebung im Gelände wirklich ein Grabhügel ist; selbst das Auge des Fachmannes sieht sich gelegentlich vor Zweifelsfällen. Doch verschwinden diese in der Menge des tatsächlich Vorhandenen, dessen letzte, lediglich Württemberg und Hohenzollern betreffende Schätzung auf mindestens 6 700 Hügel kam (*Paret* 1954). Es ist also unmöglich, die hier gebotene Karte mit mehr als 10 000 Punkten zu beleben, wenn man jeden einzelnen Hügel erfassen will, und so müssen sich denn alle Gruppen von Hügeln, und selbst die größten, mit nur einem Punkt begnügen. Subjektiv wird die Karte, die ja lediglich den Siedlungsraum der Metallzeiten veranschaulichen soll, in erster Linie dann, wenn eine Gruppe nicht geschlossen erscheint. Hat ein etwa 100 m abseits liegender Hügel Anspruch auf einen eigenen Punkt? Nicht selten verteilen sich die Gräber locker auf eine größere Fläche oder auf langgestreckte Rücken. Hier gibt es ebenfalls keine Regel, und jeder Generalisierung haftet eine persönliche Auffassung an. Doch muß betont werden, daß dadurch die wesentliche Aussage der Karte nicht beeinflusst wird.

Eindeutig ist auf dieser die Vergrößerung der ge-

nutzten Fläche, welche von den Bereichen besonderer Bodengunst sowohl auf die Kalklandschaften wie auf sandigere Böden übergreift. Dies gilt insbesondere für die Alb und das Bauland, aber auch für das Alpenvorland und die Oberrheinische Tiefebene. Deutlich ist die Streuung der Hügel in den Hardtwäldern, welche den Rhein von Kembs bis ins Starkenburgische begleiten, nicht minder ihr Vordringen von Osten her gegen den Buntsandstein des Schwarzwaldes, wie umgekehrt aus westlicher Richtung gegen Frankenhöhe und Steigerwald. Von einer zeitlichen Staffelung dieses Raumgewinnes muß leider abgesehen werden, weil im Vergleich mit der Menge der Hügel die Zahl der genau datierbaren viel zu klein bleibt. Dagegen bedarf es einer Erklärung, wenn in Bereichen starker neolithischer Besiedelung die Hügel spärlich sind oder ganz ausfallen. Im Langen Feld nördlich von Stuttgart gibt es ihrer nur wenige, und sowohl auf dem Neckarschuttkegel unterhalb Heidelbergs wie westlich von Straßburg ist kein einziger nachweisbar. Natürlich haben Feldbau und Weingärten viele Hügel verschwinden lassen; aber der ebenso beliebten Erklärung, daß der Wald die Hügel vor der Einebnung schütze, kann man Fälle entgegen halten, in denen die Hügel den Wald vor der Rodung bewahrt haben. Im Unteren Neckarland sind sowohl spätneolithische Flachgräber wie solche der Metallzeiten gut vertreten, und westlich von Straßburg hat der bodenständige Weinbau von den Gräbern wenigstens etliches an Beigaben übriggelassen. Derartige Sonderfälle warnen davor, in der Verteilung der Funde über die Räume immer nur Gesetzmäßigkeiten zu erwarten.

Die Hügel und die ihnen gleichzeitigen Flachgräber veranschaulichen also gemeinsam dasjenige Kulturland, welches die römische Okkupation übernahm und dann später die Grundlage der frühdeutschen Besiedelung wurde. So wenig wie die neolithischen Bauern haben die Träger der metallzeitlichen Zivilisationen die Waldgebirge bewohnt; ihrer beider Leistung jedoch lebt noch heute weiter in etlichen Besonderheiten der Altsiedelräume Südwestdeutschlands (*Gradmann* 1914).

Wie ist nun aber die Vergrößerung der Kulturlandschaft zu erklären? Eine Zuwanderung während der Unruhe der Urnenfelderstufe kann nicht die Ursache sein, insofern diese Periode ein halbes Jahrtausend später liegt. Sodann aber hat die zweimalige Abwanderung von Kelten eine Verringerung von Siedlungsdichte und Einwohnerzahl herbeigeführt. Welcher Art die Antwort auf die gestellte Frage auch sein wird, es muß für den Versuch ihrer Beantwortung schon deshalb weiter ausgegriffen werden, weil die Karte nur einen kleinen Teil der hier in Betracht kommenden archäologischen Erscheinung umfaßt. Dieser reicht weit über Mitteleuropa hinaus, von den Steppen des Ostens nach Westen hin bis über den Kanal, und vom Fuß der Alpen bis nach Skandinavien.

In den größten Teilen zumindest der westlichen Hälfte dieses Raumes verschwindet gleichzeitig das buntscheckige bäuerliche Neolithikum, und lebt andererseits die neuartige Zivilisation in die Metallzeit hinein. Schon gegen die letzte Jahrhundertwende ist am Material des Flußgebietes der Saale der Begriff der Schnurkeramik entwickelt worden, und später haben sich in anderen Räumen die Einzelgräberleute, etliche Becherkreise und solche des Ostens, hinzugesellt. Heute wird diese Welt am ehesten unter dem Sammelbegriff der »Streitaxtleute« zusammengefaßt, unbeschadet aller regionalen Ausprägungen, welche ihr inneres Leben andeuten. Gerade die vieltausendfache, leicht abgewandelte Wiederholung einiger weniger archäologischer Tatbestände unterstreicht die Zusammengehörigkeit dieser Fundkreise.

Es ist kein Zufall, daß sich zwecks Ermittlung einer indogermanischen Urheimat der Blick der vergleichenden Sprachwissenschaft auch auf den von Streitaxtleuten eingenommenen Raum und sein Fundmaterial gerichtet hat, nicht nur deshalb, weil das ihr vorschwebende Urvolk bereits das Kupfer verwendet, während erst die Teilvölker in den Besitz der Bronze gelangen. In diesem Urvolk bestimmen die Herden den gesellschaftlichen Rang des Einzelnen, das Schaf spielt eine größere Rolle als das Rind, und das gezähmte Pferd zieht nicht nur den Streitwagen, sondern ist auch bevorzugtes Opfertier. Diesen Aussagen der Sprachvergleichung treten Funde von einmaliger Art und besonderer Aussagekraft zur Seite, welche dem Kreis der Streitaxtleute zugeordnet werden können, und an deren Deutung sowohl Religionswissenschaft wie Ethnologie beteiligt sind. Die Vorstellung, daß das Urvolk ein Hirtendasein führte, zugleich aber den Ackerbau kannte, wird also von Stoffgebieten verschiedener Art bekräftigt, und so liegt es denn nahe, die Streitaxtleute zumindest mit dem in Auflösung begriffenen westlichen Zweig des Urvolkes, den Centumvölkern, in Zusammenhang zu bringen. Noch viele Jahrhunderte später begegnen in der Schilderung eines der Teilvölker, der Germania des Tacitus, etliche Elemente dieser alten nomadischen Komponente.

Das Auftreten von Zuwanderern, deren Besitz in erster Linie in Herden besteht, erklärt die Vergrößerung der genutzten Räume. Weit über den Rand der Karte hinaus ist mit dem Auftreten der Streitaxtleute und mit dem Vorkommen bronzezeitlichen Materials eine Inbesitznahme neuer Bereiche verbunden; der Übergang auf einige Kalkgebiete Mitteldeutschlands und auf die lausitzisch-schlesischen Heiden, auf solche auch beiderseits des unteren Rheinlaufes, ist seit langem bekannt. Es handelt sich im wesentlichen um Böden geringerer Ergiebigkeit, als der Lößlehm sie bietet. Der Weidewirtschaft dürften sie genehm gewesen sein, nur bleiben die Besonderheit ihrer natürlichen Bestockung und die Form ihrer Besitznahme noch unbekannt. Wichtiger noch ist die Frage, wie

Bodenständige und Zuwanderer einander begegnet sind. Natürlich spricht die Einheitlichkeit der neuen materiellen Zivilisation über weite Entfernungen für einen zunächst noch starken inneren Kontakt der Streitaxtleute, und bekundet sie auch ihre Überlegenheit über die neolithischen Verbände, die jetzt verschwinden. Aber wenn hier Hirtenkultur und Bauern einander tangieren, dann ist dies ein der Ethnologie aus vielen Zeiten und sehr verschiedenen Räumen bekannter Vorgang, der mit einer sogenannten Verzahnung der wirtschaftlichen Interessen beginnt und ein im ganzen friedliches Nebeneinander darstellt.

In einigen Bereichen der Karte deutet sich an, daß die Zuwanderer, wenigstens zunächst, ihren Schwerpunkt im Neuland haben; doch ergibt sich der Ausbau ihres Kontaktes mit den Einheimischen aus derjenigen Gleichartigkeit des Grabinventars in Hügeln und Flachgräbern, welche in den folgenden archäologischen Zeitabschnitten die Regel ist. Auch die zwei ersten Stufen der Latènekultur sind noch durch beide Grabformen vertreten; aber das Bild der dritten wird von der Bestattung unter ebener Erde beherrscht, und aus der letzten liegen nur noch ganz wenige in den Erdboden eingetiefte Gräber vor, mit denen sich ein allgemeiner Übergang zur Leichenverbrennung anzeigt. Diese Spärlichkeit des Materials aus der vierten Stufe ergibt sich aber nicht nur daraus, daß seine Auffindung dem Zufall überlassen ist und die Urnengräber bei Erdarbeiten leicht übersehen werden können, sondern auch aus der Abwanderung der Helvetier.

Einen archäologischen Höhepunkt erreicht die »Zeit der Grabhügel« im jüngeren Hallstatt durch Grabausstattungen von wahrhaft fürstlichem Prunk und einer Erdaufschüttung, welche nicht selten auf 5–6 m kommt, in dem Fall des Hohmichele sogar 13,50 m erreicht. Das Inventar dieser Fürstengräber besteht vielfach aus südlichem Einfuhrgut, während Goldschmuck, bronzene Gefäße und Kleinkunst mehr das einheimische Können vertreten. Stärker noch wird die Beziehung zum Süden herausgestellt durch die Lehmziegelmauer, mit welcher der auf der Heuneburg residierende Herr diese hat verstärken lassen; eine dem Lande fremde Technik und Bauweise, welche bis in Einzelheiten hinein auf Vorbilder im Mittelmeerraum zurückgeht und darauf hindeutet, daß ein Fachmann von dort an der oberen Donau tätig gewesen sein dürfte.

Aber nachdem sie noch den Latènestil heraufgeführt hat, bricht diese Welt plötzlich ab, und gleichzeitig auch die Einfuhr südländischer Waren. Wenn bald nach Beginn des 4. Jahrhunderts v. Chr. in Oberitalien Scharen von Galliern erscheinen, dann ist dies ein Vorgang, welcher den vordem zwischen dem Süden und der Zone nördlich der Alpen geknüpften Beziehungen entspringt. Man muß auf den Burgen recht gute Kunde von dem Land jenseits des großen Gebirges gehabt haben, so daß führende Köpfe allerlei Plä-

ne entwickeln konnten und Gestalten von der Art des Brennus sie zur Tat werden ließen. Mit dieser Abwanderung nimmt die Pflanzenwelt von den Grabhügeln ebenso Besitz wie ganz allgemein von den Stätten der Toten; soweit nicht ein dichtes Wurzelwerk ihr Erdreich festhält, flachen Wind und Wetter sie langsam ab. Nach einer landläufigen Vorstellung habe man die Hügel bewußt an hervorragenden Punkten aufgeführt, damit sie recht weit in das Land hinein von den Toten und ihren Taten zeugen. Aber wenn das wirklich der Fall gewesen ist, historischer Sinn bereits so weit herangebildet war – auch die höchsten Hügel erliegen der Macht der Natur und werden in ihr grünes Tuch gehüllt.

IV.

Steinbeile, irgendwie durch Form, Größe, Werkstoff auffallend, dürfen als Würdezeichen gedeutet werden; daneben finden sich im Jungneolithikum auch solche massiv aus Kupfer gefertigt. Sie begegnen dort, wo ethnische Überschichtungen angenommen werden, die sich aus dem Nebeneinander von Bauern und Wildbeutern, sowie von bäuerlichen Gemeinschaften unterschiedlicher Herkunft ergeben. Doch gehören derartige Abzeichen nicht zum selbstverständlichen Fundinventar jeder prähistorischen Periode; im Gegenteil, späterhin sind sie recht selten.

Dies letztere gilt auch hinsichtlich der besonderen Herrichtung eines Grabes, also betreffend die Höhe des Hügels und die Ausstattung des Toten. Beispiele hierfür sind im mitteleuropäischen Neolithikum vorläufig nur in Sachsen-Thüringen bekannt, wo auch noch aus der anschließenden frühen Bronzezeit zwei Fürstengräber vorliegen.

Zu den Gebieten lediglich schlichter Brandbestattung gehört auch das Land um Weser, Lippe und Ems. Hier haben Römer und Germanen längere Zeit und heftig gegeneinander gekämpft, und die Einheimischen dürften recht gut bewaffnet gewesen sein. Doch führen hier die Gräber dieser Zeit nur ganz selten eine Waffe als Beigabe; sie schweigen also über den Rang der Toten.

Wenn in der Zone nördlich der Alpen während der Urnenfelderstufe reich ausgestattete Gräber vorliegen (Wagenbestattungen) und diese sich in der Hallstattperiode zu großen Hügeln mit fürstlicher Ausstattung steigern, dann liegt wohl südlicher Einfluß vor – das Aufkommen städtisch-staatlicher Zivilisation auf der Apenninhalbinsel –, welcher offenbar in persönlichem Verkehr zwischen hier und dort gipfelt.

Der Versuch, die wirtschaftliche Grundlage solcher Fürsten in dem Vorkommen von Salz oder von Eisenerz zu finden, liegt mancherorts nahe, kommt aber bei den hier vorgeführten Beispielen nicht in Betracht. Es muß der Hinweis genügen, daß sie in altbesiedelten Räumen bäuerlicher Bodennutzung liegen. In dem Fall des Hohenaspergs gelang es planmäßiger Durch-

forschung seines weiteren Umlandes, eine Vorstellung von dem Umfang des Herrschaftsgebietes zu erbringen und den »Hofadel« in seiner Grablege wahrscheinlich zu machen.

Dem Hohenasperg entspricht, durch weite Entfernung und den Albrauf von ihm geschieden, die Heuneburg an der Donau in einem ganz anders gearteten Naturraum. In beiden Fällen begegnen die Burg und ihr benachbarte Grabhügel mit ganz besonderer Ausstattung. Zu der eindringlichen Sprache eines jeden dieser beiden Objekte, wie sie derart abgerundet nur selten begegnen, tritt hier nun noch die Frage nach dem Verhältnis der beiden »Dynastien« zueinander. Die Geschichte dieser zwei »Geschlechter« bleibt noch offen; sind sie mit an den großen Wanderungen beteiligt gewesen?

Die Phantasie hat hier einen großen Spielraum, und die Forschung verweist auf den Tatbestand, daß das spätere Latène bis jetzt nur ganz selten ein Fürstengrab bietet, d.h. genau diejenige Zeit, für welche die antike Literatur eine große Zahl keltischer Stammeshäuptlinge nennt, bis hin zu Vercingetorix.

Tacitus und Strabo betonen die Tüchtigkeit der keltischen Reiterei. Es ist durchaus möglich, daß gallische Führergestalten von der Art eines Brennus sich in jungen Jahren im Blachfeld unserer Herrensitze mit ihren Pferden getummelt haben.

Literatur

I.

- PAULUS, EDUARD (d. Ä.): Generalkarte von Württemberg. Mit archäologischer Darstellung der römischen und altgermanischen (keltischen) Überreste. Stuttgart 1859. 2. A. 1867. 3. A. 1876.
- BAUMANN, KARL: Urgeschichte von Mannheim und Umgegend. Vortrag gehalten im Mannheimer Altertumsverein 1887. In: Sammlung von Vorträgen im Mannheimer Altertumsverein II. Serie – Mannheim 1888.
- ders.: Karte zur Urgeschichte von Mannheim und Umgegend. In: Mannheimer Geschichtsblätter 8, 1907, Spalte 175–192.
- WAGNER, ERNST: Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden. I Das Badische Oberland, II Das Badische Unterland. Tübingen 1908 u. 1911.
- GRADMANN, ROBERT: Das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwicklung. In: Geographische Zeitschrift 7, 1901, S. 361–377 u. 435–447.
- ders.: Beziehungen zwischen Pflanzengeographie und Siedlungsgeschichte. In: Geographische Zeitschrift 12, 1906, S. 305–325.
- ders.: Siedlungsgeographie des Königreiches Württemberg. 1914. – Besprochen von E. Wahle. In: Mannus, Zs. für Vorgeschichte 6, 1914, S. 394–400.

ders.: Altbesiedeltes und jungbesiedeltes Land. In: Studium Generale 1, 1948, S. 163–177.

STRIGEL, ADOLF: Geologische Gestaltung der Landschaft um Mannheim. In: Badische Heimat 14, Jahresheft 1927, S. 13–28.

GROPENGIESSER, HERMANN: Aus der ältesten Geschichte des Neckardeltas. In: Badische Heimat 14, Jahresheft 1927, S. 29–38.

Karte, Archäologische, der Stadt- u. der Landkreise Heidelberg und Mannheim. Bearb. v. Albrecht Dauber, Erich Gropengießer, Berndmark Heukemes u. Meinrad Schaab unter Mitwirkung von Werner Jorns u. Otto Roller. Badische Fundberichte, Sonderheft 10, 1967, vor allem die Vorbemerkungen von A. Dauber S. 9–14. – Dazu E. Wahle: Zur neuen archäologischen Karte des Unteren Neckarlandes. In: Mannheimer Hefte 1968, Heft 2, S. 49–53.

II.

LAIS, ROBERT: Die Steinzeit im Schwarzwald. In: Badische Fundberichte 13, 1937, S. 29–66.

WAHLE, ERNST: Die prähistorische Grundlegung der Kulturlandschaft am unteren Neckar. In: Heidelberg u. die Rhein-Neckar-Lande. Fs. zum 34. Deutschen Geographentag 1963 in Heidelberg. Heidelberg 1963, S. 35–53.

PAKET, OSCAR: Vorgeschichtliche Wohngruben. In: Germania 26, 1942, S. 84–103.

ders.: Die Pfahlbauten. Ein Nachruf. In: Schriften des Vereins zur Geschichte des Bodensees 68, 1941/42 (ausgegeben März 1944), S. 75–107.

ders.: Pfahlbauforschung in Württemberg. In: ZWL 7, 1943, S. 7–24.

III.

PARET, OSCAR: Unsere vorgeschichtlichen Grabhügel in Württemberg und Hohenzollern. In: Württembergisch Franken NF 28/29, 1954, S. 33–64. (Enthält eine Kritik dieses Stoffgebietes, welche für ganz Mitteleuropa Gültigkeit hat.)

ders.: Die vorgeschichtlichen Grabhügel der Ellwanger Landschaft (Kreis Aalen). In: Ellwanger Jahrbuch 16, 1956, S. 7–17.

ders.: Württemberg in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B Forschungen, 17. Band. Stuttgart 1961. Darin eine Überarbeitung des erstgenannten Aufsatzes (1954) auf S. 174–206.

ZÜRN, HARTWIG: Hallstattforschungen in Nordwürttemberg. Veröffentlichungen des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Stuttgart. Reihe A, Heft 16, 1970.

KIMMIG, WOLFGANG: Die Heuneburg an der oberen Donau. Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern in Württemberg und Hohenzollern 1, 1968.

Historischer Atlas von Baden-Württemberg: *Erläuterungen*

Herausgegeben von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg

Zeichnung der Abbildungen: Graphisches Atelier Inge Hermanns, Leonberg

2. Lieferung 1973; Ergänzung 1976 (Seite 11 und 12, Abschnitt IV)

Druck der Erläuterungen: Offizin Chr. Scheufele, Stuttgart

